

sozialpsychiatrische informationen

Sonderdruck

Partizipativ forschen – vom Paradigmenwechsel zur Praxis

Autorinnen und Autoren:
rosa* Kato Glück, Sebastian
von Peter, unter Mitarbeit von
Lena Göppert, Jenny
Ziegenhagen und Timo Beeker
Seite 9–12

Lost in Collaboration

Über die (Un-)Möglichkeiten von kollaborativen Entscheidungsprozessen

Zusammenfassung Der Artikel beschäftigt sich mit den Voraussetzungen und Hindernissen für eine gelingende kollaborative Forschungszusammenarbeit im Feld der psychischen Gesundheit*. Dabei stehen die Wahrnehmungen von zwei Kolleg:innen, jeweils mit und ohne eigener Erfahrungsexpertise bezüglich Psychiatrienutzung bzw. Krisenerfahrungen, im Zentrum. Es wird über Entscheidungsprozesse innerhalb eines gemeinsamen Forschungsprojektes reflektiert und analysiert, wie die Prozesse aus der jeweiligen Perspektive wahrgenommen wurden. Es wird geschlussfolgert, welche persönlichen Fähigkeiten und strukturellen Gegebenheiten den Verlauf einer kollaborativen Zusammenarbeit und damit auch die Ergebnisse der gemeinsamen Forschung beeinflussen können.

ISSN 0171 - 4538

Verlag: Psychiatrie Verlag GmbH, Ursulaplatz 1,
50668 Köln, Tel. 0221 167989-11, Fax 0221 167989-20
www.psychiatrie-verlag.de, E-Mail: verlag@psychiatrie.de

Erscheinungsweise: Januar, April, Juli, Oktober

Abonnement: Print für Privatkunden jährlich 49 Euro einschl. Porto, Ausland 49 Euro zzgl. 20 Euro Versandkostenpauschale. Das Abonnement gilt jeweils für ein Jahr. Es verlängert sich automatisch, wenn es nicht bis zum 30.9. des laufenden Jahres schriftlich gekündigt wird. **Bestellungen nimmt der Verlag entgegen.**

Redaktionsanschrift: beta89, Günther-Wagner-Allee 13, 30177 Hannover

Redaktionssekretariat: Sandra Kieser

Fax 0221 167989-20

www.psychiatrie-verlag.de, E-Mail: si@psychiatrie.de

Redaktion:

Helene Brändli, Winterthur

Peter Brieger, München

Eva-Maria Franck, Hildesheim

Sandra Kieser, Berlin

Silvia Krumm, Ulm

Daniel Nischk, Reichenau

Klaus Nuißl, Regensburg

Sven Speerforck, Leipzig

Annette Theißing, Hannover

Samuel Thoma, Berlin

Maike Wagenaar, Hannover

Dyrk Zedlick, Leipzig

Autorinnen und Autoren: rosa* Kato
Glück, Sebastian von Peter, unter
Mitarbeit von Lena Göppert, Jenny
Ziegenhagen und Timo Beeker



Lost in Collaboration

Über die (Un-)Möglichkeiten von kollaborativen Entscheidungsprozessen

Zusammenfassung Der Artikel beschäftigt sich mit den Voraussetzungen und Hindernissen für eine gelingende kollaborative Forschungszusammenarbeit im Feld der psychischen Gesundheit*. Dabei stehen die Wahrnehmungen von zwei Kolleg:innen, jeweils mit und ohne eigener Erfahrungsexpertise bezüglich Psychiatrienutzung bzw. Krisenerfahrungen, im Zentrum. Es wird über Entscheidungsprozesse innerhalb eines gemeinsamen Forschungsprojektes reflektiert und analysiert, wie die Prozesse aus der jeweiligen Perspektive wahrgenommen wurden. Es wird geschlussfolgert, welche persönlichen Fähigkeiten und strukturellen Gegebenheiten den Verlauf einer kollaborativen Zusammenarbeit und damit auch die Ergebnisse der gemeinsamen Forschung beeinflussen können.

Die kollaborative Zusammenarbeit von Personen mit und ohne eigenen Psychiatrieerfahrungen in wissenschaftlichen Kontexten im Feld der psychischen Gesundheit* ist in Deutschland nach wie vor ein eher randständiges Phänomen (von Peter u. a. 2022 a; Dziobek, Lipinski 2021). Um die Verfasstheit, Sinnhaftigkeit und (Un-)Zulänglichkeiten des Versorgungssystems zu verstehen, ist das (reflektierte Erfahrungs-) Wissen von Psychiatrienutzer:innen und krisenerfahrenen Personen (Peers) jedoch unentbehrlich (von Peter u. a. 2022; Dziobek, Lipinski 2021; Morgan 2022). Zugleich sind solche Formen der Zusammenarbeit voraussetzungsvoll (Beeker u. a. 2021; Carr 2019), bedürfen beispielsweise ein hohes Maß an Selbstreflexion, Aufmerksamkeit sowie Kritik- und Kommunikationsfähigkeit von allen Beteiligten.

Im Sinne einer Auseinandersetzung darüber, was kollaborative Forschung konkret bedeuten und wie sie besser oder schlechter gelingen kann, werden wir im Folgenden ein paar Eindrücke und Reflexionen zu unserem Umgang mit Entscheidungsprozessen im Projekt PsychCare teilen. Dieses Projekt zielte darauf, sogenannte psychiatrische Modellprojekte nach § 64b Sozialgesetzbuch V zu evaluieren (Soltmann u. a. 2021), wobei im Rahmen der partizipativen Prozessevaluation ein gemischtes Team aus Forscher:innen mit und ohne eigene Erfahrungsexpertise kollaborativ zusammenarbeiteten.

Um uns den unterschiedlichen Perspektiven einer solchen Zusammenarbeit anzunähern, haben wir im Folgenden ein spezielles Format gewählt: Zunächst haben rosa* Kato Glück als Peerforscherin und Sebastian von Peter als forschender, kritischer Psychiater ihre Eindrücke zu der Frage nach Entscheidungsprozessen vor allem zum Thema der Planung und Gestaltung von Publikationen in diesem Projekt festgehalten. Anschließend teilten sie den eigenen Text mit der jeweils anderen Person und verfassten erneut einen Text als Reaktion auf das Gelesene. Auf diese Weise entstand eine Art inneres Gespräch, das einen Einblick darin geben soll, wie unterschiedlich die Voraussetzungen, Bedürfnisse und Wahrnehmungen entlang der Grenzen der psychischen Gesundheit* verlaufen.

Wie haben wir im Projekt Entscheidungen getroffen? – Erste Reflexionsrunde

Von Copingstrategien und Machtdynamiken (rosa* Kato Glück)

Ich war eine von drei Menschen mit Psychiatrieerfahrungen im Projekt und zunächst bei unseren Arbeitstreffen vor allem damit beschäftigt, zu atmen. Das erste halbe Jahr verbrachte ich damit, meine Fühler auszustrecken und das Gefahrenpotenzial meiner Kolleg:innen abzutasten. In diesen ersten Monaten wurde auch über die Ausrichtung des Projektes geredet, über Veröffentlichungen diskutiert. Ich hatte

allerdings weder das benötigte Hintergrundwissen noch die Kapazität, um daran teilzunehmen. Neben der anhaltenden Abtasterei meiner Umgebung und der im Hintergrund immerwährenden Tonbänder des »Pass auf«, »Atmen nicht vergessen«, »Nein, du hast keinen Herzinfarkt« war ich einfach froh, eine Lohnarbeit zu haben. Nach sechs Jahren Dauerkrise und Hartz IV war Lohnarbeiten eine bemerkenswerte Neuerung und kaum greifbar. Neben all den Copingstrategien war kaum Raum für Fragen wie »Wer bestimmt eigentlich, was wir wie erforschen?« oder »Wen wollen wir wie erreichen?«.

Wenn ich auf die mindestens ein Jahr anhaltende Phase des Projekts, in welcher ich in einer zurückhaltenden und beobachtenden Position war, zurückblicke, bin ich überrascht und nicht überrascht zugleich. Neben meinen mitgebrachten Angstthemen und anderen Mad Issues, hinderten mich darüber hinaus andere, strukturellere Gründe daran, frühzeitig in grundsätzliche Entscheidungsprozesse einzugreifen. Zum einen war da ein eher unbewusstes Gefühl der Dankbarkeit. Dankbar für den Job. Dankbar, dass ich nicht funktionieren muss, als hätte ich keine Barrieren, und dankbar, dass mein Wissen aus Erfahrung ernst genommen wird. Daran gekoppelt belastete mich ein fehlender Selbstwert: Ich darf ja schon dabei sein, jetzt kann ich nicht noch bestimmen, wie es laufen soll. Außerdem bin ich verrückt und sollte keine negative Aufmerksamkeit auf mich ziehen, zu viel Raum ein-

nehmen. Und zuletzt schwerwiegend: Mir fehlt das Hintergrundwissen, um projektbezogene Entscheidungen treffen zu können.

Die Gespräche darüber wurden meist so geführt, dass eine Menge Namen und Theory Dropping vorkamen, weswegen ich den Besprechungen inhaltlich kaum folgen konnte. Wäre ich gefragt worden, was ich mir von dem Projekt wünschen würde, hätte ich zumindest begonnen, in diese Richtung zu denken.

Letztlich wurden die Entscheidungen, wie und wo wir was publizieren wollen, kurz vor Ende des Projektes getroffen. Dabei war für mich großer Zeitdruck spürbar und auch eine Unsicherheit, inwiefern ich auf bestimmte Themensetzungen bestehen kann. Es wurden schließlich vier Texte verfasst. Kein einziger Text wurde von einer Person mit Erfahrungsexpertise geschrieben. Wir waren Co-Autor:innen, aber eben nicht Verfasser:innen. Hier greifen erneut die bereits beschriebenen Dilemmata: Ich fühle mich nicht selbstbewusst genug, um einen Text zu verfassen, ich spreche nicht die verklausulierte Wissenschaftssprache und ich habe auch nur selten die Kapazitäten dafür. Die Texte haben dementsprechend eine bestimmte Prägung, die von den Mad Peers zwar beeinflusst wurden, aber im Kern eben doch eine eher neurotypische Perspektive auf unsere Forschung wirft.

Erst beim Verfassen dieses Textes wird mir klar, dass ich an den Prozessen kaum teilgenommen habe. Kollaborative Zusammenarbeit soll nicht zum tokenistischen Vorhaben verkommen, sondern aufzeigen, wie entscheidend das Wissen der Mad Peers ist. Ich bin und mag Teil dieser Veränderung sein, indem ich mich selbstbewusst und dankbar zu meiner Madness verhalte und sie als ein erkenntnisleitendes Moment anerkenne.

Wir sollten uns fragen, wie wir den Stress, den vor allem Menschen mit Verrücktheitserfahrungen haben, reduzieren können, besonders zu Beginn eines Projektes. Darüber hinaus müssten die Teams dafür sorgen, dass alle Beteiligten Zugänge zum benötigten Wissen für wegbereitende projektbezogene Entscheidungen erhalten. Auch das Besprechen verschiedener Rollen im Team ist unverzichtbar: Welche Rolle haben die Menschen mit Erfahrungen? Welche Verantwortung übernimmt wer?

Mir ist es wichtig, dass die Machtdynamik zwischen Menschen mit und ohne Madness

(neben anderen machtvollen Strukturen wie Rassismus, Sexismus, Klassismus etc.) ernst genommen wird. Die Tendenz, aus (falscher) Dankbarkeit gegen meine eigenen Bedürfnisse zu handeln, ist ebenso stark wie die Scham, einzuräumen, dass ich nicht mitreden kann, weil ich etwas nicht weiß. Wenn wir ein empowerndes Zusammenarbeiten ermöglichen wollen, dann sollten wir diese Hierarchien stets benennen und ihnen entgegen, so gut es geht.

Unsicherheiten, Vorurteile und zu wenig Nachfragen (Sebastian von Peter)

Aus meiner Sicht wurden die publikationsbezogenen Entscheidungen in unserem Team durch eine Reihe von Faktoren »geleitet«. Eine Reihe dieser Faktoren haben mit meiner Person und meiner Rolle im Team zu tun, andere wiederum nicht.

Ich hatte während des gesamten Projektes die Sorge, die Peer-Forscher:innen nicht zu stark zu »belasten«. Dazu haben zum einen Vorurteile beigetragen, die auch durch meine berufliche Sozialisation bedingt sind – rückblickend waren die Peer-Forscher:innen teilweise deutlich belastbarer als andere aus dem Team. Außerdem war PsychCare mein erstes drittmittelfinanziertes kollaboratives Projekt verbunden mit Profilierungsdruck und meiner Angst, die Peer-Forscher:innen könnten »abspringen«. Diese Angst steigerte sich durch die zunehmende Erkenntnis, wie viel die Peer-Forscher:innen im Verlauf der gemeinsamen Arbeit aushalten müssen. Und schließlich hat diese Sorge dazu geführt, dass ich den richtigen Zeitpunkt für eine Publikationsplanung verpasst habe (eine Planung von Anfang an war durch die Prozesshaftigkeit unseres Vorgehens nicht möglich).

Hinzu kam, dass mir die Ziele die Peer-Forscher:innen an das Projekt bis zum Ende zu wenig klar waren, obgleich wir hierüber immer wieder gesprochen haben. Habe ich sie überhört, weil mir meine eigenen Ziele wichtiger waren? Warum habe ich zu wenig nachgehakt? Die Peer-Forscher:innen haben zu Beginn deutlich gemacht, dass sie mit ihrer Arbeit keine »wissenschaftliche Karriere« machen wollen: Habe ich für andere Ziele kein »Gehör« gehabt, bzw. sie implizit abgewertet? Sicher hat auch meine Begeisterung für die Ergebnisse unserer Arbeit ebenfalls zur Priorisierung meiner Ziele geführt: Ich wollte, dass die wissenschaftliche Community mitbekommt, was

in unserem Projekt entwickelt wurde. Hinzu kamen Fragen der Qualifikation: Die Peer-Forscher:innen in unserem Team hatten nur zum Teil ein abgeschlossenes Studium, was, v. a. aufgrund von Vorurteilen, mein Zutrauen in ihre Kompetenzen reduzierte. Inzwischen denke ich anders darüber.

Drittens spielten strukturelle Probleme eine Rolle: Die Planung und Umsetzung des Projektes ging stark von mir aus – ich hatte die Vorprojekte umgesetzt, ich war Projektleitung und hatte im Team die größte wissenschaftliche Erfahrung, was dazu führte, dass meine Sicht dominierte. Außerdem haben die Ressourcen für die kollaborative Erarbeitung von Publikationen nur bedingt ausgereicht: Im Rahmen der Laufzeit haben wir nur eine Publikation gemeinsam schreiben (Beeker u. a. 2021) und zwei andere vorbeprechen können (von Peter u. a. 2022 a, b). Außerdem rutschte das Projekt im Verlauf methodisch zunehmend in eine Mixed method-Richtung, wodurch die Auswertungsschritte für die gesamte Gruppe (inkl. mir) schwerer bearbeitbar und kontrollierbar wurden und zunehmend in die Hände eines teamexternen Methodikers gegeben werden mussten. Übergeordnet waren Anforderungen des Wissenschaftssystems, die zu einer Auf- und Abwertung von wissenschaftlichen Publikationsformaten, respektive von grauer Literatur führte. Auch unsere Arbeit ist abhängig von Impact, Fachpublikationen etc.

Als ich deinen Text las ... – zweite Reflexionsrunde

Verpasste Chancen und gewonnene Erkenntnisse (rosa* Kato Glück)

Als ich deinen Text las, Sebastian, fiel mir auf, wie unterschiedlich wir vor allem den Beginn des Projekts wahrgenommen haben. Es hat bei mir äußerst widersprüchliche Gefühle ausgelöst, dass du dir Sorgen machtest, wie belastbar wir Menschen mit Erfahrungsexpertise seien. Zum einen berührt es mich, weil es ein Weg ist, die zusätzlichen Belastungen, die wir schultern müssen, zu honorieren. Gleichzeitig verbirgt sich auch das Potenzial des Paternalismus darin und verstärkt jene Dynamik, dass die Menschen mit Erfahrungen sich doppelt anstrengen, um dieser Vermutung entgegenzuwirken. Du schreibst auch, dass es sich eigentlich gegenteilig zeigte – die Peers fielen dadurch auf, dass sie besonders zuverlässig und motiviert mitarbeiteten. Dieser ambivalente Charakter der Sorge prägte die Dynamik

im Team und befeuert die Selbstmaximierungstendenzen, die jede Person kennt, welche nach einem Platz innerhalb einer Gruppe sucht, in welcher sie weniger privilegiert ist. Um dieser Entwicklung zuvorzukommen wäre es gut, über die jeweiligen Bedürfnisse und Erwartungen sowie Unsicherheiten zu sprechen. Ich bin für die Wahrung meiner Grenzen verantwortlich und ein Gruppenleiter für die Transparenz bezüglich der Arbeitsverteilung und -erwartung.

Es scheint so, als hätten wir beide stets Angst gehabt, dass ich (und/oder die anderen Peers) abspringe(n). Wir haben zu dem Zeitpunkt leider nicht darüber geredet.

Ich finde interessant, wie sehr es dich umtreibt, der wissenschaftlichen Welt zu beweisen, dass partizipative/kollaborative Arbeit gelingt und darüber hinaus auch wesentlich erkenntnisreicher ist. Mein Ziel war zunächst durchkommen, aushalten und etwas Geld verdienen. Darüber hinaus währte ich mich als privilegiert, einen Job zu haben, der mich interessiert, der für mich einen Sinn macht und indem ich mich zumindest nicht als »normal« inszenieren muss. Wie einige Menschen mit Verrücktheitserfahrungen plan(t)e ich nicht weit in die Zukunft (und weit in die Zukunft meint hier weiter als ein Jahr) und dementsprechend war so etwas wie Karriere nie auf meinem Horizont aufgetaucht.

Deine Unsicherheit bezüglich unserer Kompetenzen, eine Publikation zu verfassen, ist nachvollziehbar und zugleich schmerzhaft. Da zeigen sich klassistische Privilegien, welche auch zwischen uns Peers eine Rolle spiel(t)en. Ich habe ein Studium abschließen können und jener Abschluss scheint mich auch als verrückte Person etwas zu adeln. Es fiel und fällt mir schwer, nicht auf diese Versuchung einzugehen; mich darauf einzulassen, dass ich ja eine gute Verrückte bin. Vor allem aber die Annahme, dass ich deswegen bessere Texte verfassen könne, ist ein Trugschluss und ein diskriminierendes Vorurteil, welches die akademische Welt – zur Selbsterhaltung – intensiv pflegt.

Mir ist nun klar geworden, wie sehr der auf dich ausgeübte sowie der verinnerlichte Druck unsere Entscheidungsprozesse bestimmt haben. Deine Art, damit umzugehen, beeinflusste die Arbeitsweise im Team dabei entscheidend. Bei hohem Druck und schnellem Tempo bleiben wesentliche Aspekte auf der Strecke: das Miteinander, die Absprachen, die Reflexion und die kritische Distanz zum Prozess.

Kippbilder, Erwachen und strukturelle Möglichkeiten (Sebastian Peter)

Als ich rosa*s Text las, wurde mir schwummrig. Als ob unter mir der Teppich weggezogen wird, das Fundament, auf dem ich stehe und von dem aus ich die Welt sehe. In der Lehre über kollaborative Forschung nenne ich dieses Phänomen den »flipping effect«, um zu verdeutlichen, dass die Sichtweisen von Peer-Forscher:innen das Potenzial haben, meine bisher erlebte Wirklichkeit, im Sinne eines Kippbilds, auf den Kopf zu stellen.

Ich habe während des Projektverlaufs wenig von den von rosa* beschriebenen Gedanken und Gefühlen mitbekommen. rosa* hat zwar auch während des Projektes einen Teil davon formuliert, aber wie anstrengend der Forschungsprozess war und was dadurch verunmöglicht wurde, hat mir der Text erst so richtig vermittelt. Wie kann diese emotionale Arbeit *während* des Projektes noch sichtbar werden?

Zu diesem »Erwachen« gehört vermutlich auch, dass ich die Unterschiede der Wissensbestände unterschätzt habe. Ich habe ein eklektisches Verständnis von »Methode« und »Wissen« und spiele mein eigenes Wissen (und damit auch seine Dominanz) gern herunter. Wie man in rosa*s Text sieht, hilft das nicht weiter, sondern führt – neben hoffentlich auch einer Offenheit für diverse Wissensformen – dazu, dass ich die Wissensdefizite anderer Menschen unterschätze, bzw. die Macht, die ich durch mein eigenes Wissen ausübe.

Der Begriff »Dankbarkeit« hat mich beim Lesen sehr bewegt. »Strukturelle Abhängigkeit« hätte unser Verhältnis anders gerahmt und mich deutlich kälter erwischt. Dankbarkeit scheint mir als Wort geeignet, weil es weniger Widerstand auslöst, ohne unsere unterschiedlichen Positionen zu verschweigen. Wie kann irgendwer glauben, dass Privilegien und persönliche Standpunkte keinen Einfluss auf die Wissensproduktion haben?

Insgesamt hat mir der Text von rosa* (erneut) deutlich gemacht, dass kollaborative Arbeit in einem Versorgungsforschungskontext strukturelle Hindernisse zu bewältigen hat. Anstatt (mein) »persönliches Versagen« zum Thema zu machen, hat rosa*s Text diese strukturelle Ebene beleuchtet. Dieser Rückbezug hat es mir erleichtert, die Perspektive von rosa* zu verstehen und nicht (oder weniger) in Abwehr zu gehen.

Die Verbesserungsvorschläge von rosa* für die Zukunft haben mich erstaunt. Obgleich der Text deutlich macht, dass die Stimmen der Erfahrungsexpert:innen (mal wieder) vereinnahmt, gesilenced oder anderen Stimmen untergeordnet wurden, wirft rosa* einen positiven Blick in die Zukunft. Ich fand die Hinweise für Veränderung gut und nachvollziehbar und hoffe, dass wir in einem neuen Projekt von Anfang anders mit den Themen Veröffentlichungen und Autorschaft umgehen können.

Lost and found: Ein Startpunkt für die Kollaboration – gemeinsame Abschlussreflexion

Dieser Austausch wirft ein Schlaglicht auf die Herausforderungen der Zusammenarbeit und zeigt auf, wie sehr die Wahrnehmungen in kollaborativen Teams vor allem aufgrund verschiedener Positionen und Erfahrungen auseinandergehen können (Beeker u. a. 2021; Brosnan 2019). Insbesondere sind hier auch ökonomische Ungleichverteilungen zu nennen, die strukturelle Abhängigkeiten (versus emanzipierte Selbstbehauptung) innerhalb von Forschungsteams zusätzlich verstärken können (MacKinnon u. a. 2021). Die Anerkennung dieser unterschiedlichen Positionierungen sowie der damit einhergehenden Ressourcen und Bedürfnisse können ein guter Startpunkt für eine gelingende Zusammenarbeit sein. Neben den anfangs genannten Skills wie Selbstreflexion, Aufmerksamkeit, Kritik- und Kommunikationsfähigkeit zeigen sich eher strukturelle Voraussetzungen wie Transparenz und Edukation als maßgeblich für eine gute Basis.

Hätten wir dieses Gespräch zu einem früheren Zeitpunkt geführt, dann wären die Entscheidungsprozesse anders, emanzipatorischer, verlaufen. Partizipativ-kollaborative Forschung steht hier in der Gefahr, Machtverhältnisse zu reproduzieren, anstatt sie reflexiv zu verhandeln bzw. zu verringern (Russo 2021; Rose 2019). So ist es notwendig, dass alle Mitarbeitenden auf ein ähnliches Wissen zum Forschungsgegenstand, aber auch zum Forschungsbetrieb zurückgreifen können, damit Beteiligung an den Prozessen überhaupt möglich ist. Druck von außen und andere Umstände, die auf das Projekt einwirken, müssen transparent gemacht werden, damit sich alle im Team dazu verhalten und die Situation verstehen können. Ebenso unentbehrlich ist die Offenlegung und Reflexion über bestehende Machtverhältnisse und die Verantwortungsübernah-



Das Programm enthält fast 60 Angebote vor Ort und ergänzend weitere Online-Seminare mit einem breiten Spektrum (sozial-)psychiatrischer, therapeutischer und sozialpolitischer Themen.

Die 1- bis 3-tägigen Fortbildungen finden an 14 verschiedenen Orten statt.

Das neue Programmheft ist ab sofort in der Geschäftsstelle erhältlich oder online als PDF herunterzuladen!

DGSP

Deutsche Gesellschaft für Soziale Psychiatrie e.V.



Bestelladresse

Deutsche Gesellschaft
für Soziale Psychiatrie e.V.
Zeltinger Str. 9 | 50969 Köln
Tel.: (0221) 51 10 02
info@dgsp-ev.de
www.dgsp-ev.de

me jener, die durch das System privilegiert werden. Und schließlich ist es notwendig, Rollen und Erwartungen sowie Befürchtungen zu klären und dieser Unterhaltung regelmäßig einen Raum, einen großen und liebevoll gestalteten Raum, zu geben.

Besonders in Kontexten, in denen vulnerable Gruppen zu einem Thema und Forschungsfeld arbeiten, der das Potenzial hat, sie erneut zu verletzen, ist es notwendig, einen Ort zu schaffen, der sicherer ist, in dem die Voraussetzungen es ermöglichen, sich zu bewegen, vielleicht sogar, sich zu empowern. Nicht zuletzt wirken sich (ungleiche) Arbeitsvoraussetzungen direkt auf die Ergebnisproduktion (nicht nur von) kollaborativer Forschung aus (Rose 2003): Um beim oben genannten Beispiel der Publikationsplanung zu bleiben: Wer aus einem Team welche Forschungsinhalte für welche Adressat:innen auswählen und aufbereiten kann oder darf, beeinflusst die Ergebnisproduktion eines Projektes erheblich.

Literatur

BEEKER, T., GLÜCK, R. K., ZIEGENHAGEN, J., GÖPPERT, L., JÄNCHEN, P., KRISPIN, H., SCHWARZ, J., VON PETER, S. (2021): Designed to clash? Reflecting on the practical, personal, and structural challenges of collaborative research in psychiatry. *Frontiers in Psychiatry*, 12, 701312. <https://doi.org/10.3389/fpsyt.2021.701312>

BROSNAN, L. (2019): 'The Lion's Den': The Epistemic Dimensions of Invisible Emotional Labour in Service-User Involvement Spaces. *Journal of Ethics in Mental Health*, 10, 1–16. [xi]. <https://jemh.ca/issues/v9/documents/JEMH%20Inclusion%20xi.pdf>

CARR, S. (2019): 'I am not your nutter': a personal reflection on commodification and comradeship in service user and survivor research. *Disability & Society*, 34 (7–8), 1140–1153. <https://doi.org/10.1080/09687599.2019.1608424>

DZIOBEK, I., LIPINSKI, S. (2021): Partizipative Forschung in Klinischer Psychologie und Psychiatrie in Deutschland – Erreichtes, Gelebtes und ein Blick nach vorne. *Psychiatrische Praxis*, 48 (7), 337–340. <https://doi.org/10.1055/a-1614-0719>

MACINNON, K. R., GUTA, A., VORONKA, J., PILLING, M., WILLIAMS, C. C., STRIKE, C., ROSS, L. E. (2021): The political economy of peer research: Mapping the possibilities and precarities of paying people for lived experience. *British Journal of Social Work*, 51 (3), 888–906. <https://doi.org/10.1093/bjsw/bcaa241>

MORGAN, J. (2022): Nev Jones: fixing a broken system. *The Lancet. Psychiatry*, 9 (1), 18. [https://doi.org/10.1016/S2215-0366\(21\)00470-3](https://doi.org/10.1016/S2215-0366(21)00470-3)

ROSE, D. (2003): Patients' perspectives on electro-

convulsive therapy: systematic review. *BMJ*, 326 (7403), 1363–1360. <https://doi.org/10.1136/bmj.326.7403.1363>

ROSE, D. S. (2019): Navigating an Insider/Outsider Identity in Exclusive Academic Spaces: How Far Can Boundaries be Pushed? *Journal of Ethics in Mental Health*. Open Volume 10, <https://jemh.ca/issues/v9/documents/JEMH%20Inclusion%20ii.pdf> (28.11.2022).

RUSO, J. (2021): Von Emanzipation zu Partizipation und zurück: Erfahrungswissen in der psychiatrischen Forschung. In Flick, S., Herold, A. (Hg.), *Zur Kritik der partizipativen Forschung – Forschungspraxis im Spiegel der Kritischen Theorie* (S. 265–286). Beltz Juventa

SOLTMANN, B., NEUMANN, A., MARCH, S., WEINHOLD, I., HÄCKL, D., KLIEMT, R., BAUM, F., ROMANOS, M., SCHWARZ, J., VON PETER, S., IGNATYEV, Y., ARNOLD, K., SWART, E., HEINZE, M., SCHMITT, J., PFENNIG, A. (2021): Multiperspective and multimethod evaluation of flexible and integrative psychiatric care models in Germany: Study protocol of a prospective, controlled multicenter observational study (PsychCare). *Frontiers in Psychiatry*, 12, 659773. <https://doi.org/10.3389/fpsyt.2021.659773>

VON PETER, S., GLÜCK, R., GÖPPERT, L., ZIEGENHAGEN, J., KRISPIN, H., JÄNCHEN, P., BEEKER, T. (2022 a): Wie erleben Nutzer*innen die Versorgung? Vom Mehrwert partizipativ-kollaborativer Forschung. *Psychiatrische Praxis*, 49 (1), 8–10. <https://doi.org/10.1055/a-1695-6019>

VON PETER, S., KRISPIN, H., GLÜCK, R. K., ZIEGENHAGEN, J., GÖPPERT, L., JÄNCHEN, P., SCHMID, S., NEUMANN, A., BAUM, F., SOLTMANN, B., HEINZE, M., SCHWARZ, J., BEEKER, T., IGNATYEV, Y. (2022 b): Needs and Experiences in Psychiatric Treatment (NEPT). Piloting a Collaboratively Generated, Initial Research Tool to Evaluate Cross-Sectoral Mental Health Services. *Frontiers in Psychiatry*, <https://doi.org/10.3389/fpsyt.2022.781726>

Die Autorin, der Autor

rosa* Kato Glück

arbeitet seit fünf Jahren als wissenschaftliche*r Mitarbeiter*in an der MHB. Dabei bring rosa* Kato Glück vor allem eine Perspektive als Krisen- und Psychiatrieerfahrene bzw. als Verrückte Person ein und sammelt neues Wissen über verschiedene Lebensentwürfe und über das partizipative/kollaborative Forschen.

Sebastian von Peter

Arbeit als Psychiater in der Zuhausebehandlung, Hochschulklinik für Psychiatrie und Psychotherapie, Immanuel Albertinen Klinik Rüdersdorf. Leitung der Arbeitsgruppe Integrierte Gesundheit* der Medizinischen Hochschule Brandenburg.